

Gestapohaft - im Gerichtsgefängnis von Allenstein

Über die erste Nacht im Gerichtsgefängnis von Allenstein meditiert Heinz Dresbach: *„Jetzt ist nur noch Stille, lautlose Stille. Vielleicht ist man gar nicht mehr auf der Erde, vielleicht schon unterwegs zu den Sternen, vielleicht ist auch alles nur ein Traum, aus dem man schnell erwachen möchte. Nein, alles das ist es nicht. Ich stehe in der finsternen Gefängniszelle, die jetzt ‚meine‘ Zelle ist. Das bis vor wenigen Sekunden noch Unausdenkbare ist wirkliche Wirklichkeit: Ich bin im Gefängnis, in meiner Zelle. Allein! Wie kann man das nur denken!? Du bist ja da. Gott ist da! Wahrhaftig! Auch hier! Ich bin nicht allein und werde in Ewigkeit nicht allein sein können und müssen. Ich bin noch viel mehr in der Zelle Deines Mutterherzens und damit im Herzen des Dreifaltigen Gottes. ‚Was kann uns trennen von der Liebe Christi? Schmach, ein Verbrecher zu sein oder als solcher zu gelten? Kerker? Nichts vermag uns zu trennen von der Liebe, die da ist in Christus Jesus unserem Herrn.‘ Ich weiß nicht, wie lange ich am Bett in der Finsternis gekniet habe. Wie ich mich erhebe, umgibt mich volle Finsternis. Aber in der Seele hast Du das Licht des Vertrauens und der Liebe nicht ausgehen lassen, oh Mutter. Du hast über mich verfügt, und daß ich nun hier bin, muß schon besser für mich (und für wen sonst noch?) sein, als das Gegenteil. Also, kein Grund zur Beunruhigung. Mitten hinein kommt mir auch der schelmische Gedanke: `Jetzt brauchst du dich nicht mehr vor Verhaftung zu fürchten, die hast du hinter dir!‘ Oh, diese Kölner. Dank sei Gott! Ich lege mich nieder und schlafe. Ich werde nur dann immer wach, wenn der wachthabende Beamte vorbeigeht und die langen Schlüssel aneinander klimpern. Dann schlafe ich wieder ein.“*

Der 11.06.1941 war der erste Gefängnistag. Es war der Vortag zum Fronleichnamsfest, das samt Oktav im Osten besonders feierlich begangen wurde. Am Fronleichnamssonntag hätte Kaplan Dresbach den Pfarrer in Dietrichsdorf vertreten sollen. Statt einer festlichen feiernden Gemeinde umgab ihn jetzt die Einsamkeit der Zelle 98, in

die er nach der ‚Freistunde‘ am ersten Vormittag verlegt worden war. Er hatte seine Armbanduhr mit in die Zelle retten können, ein Primizgeschenk seiner Schwester Agnes; dazu den Füllfederhalter, der ihm in Dachau noch wichtige Dienste leisten sollte. Die ersten Tage kamen ihm unendlich lange vor. Am 14.06.41 wurde er ins Gestapogebäude geführt. Vortanz und ein weiterer Gestapobeamter erwarteten ihn dort. Sie ließen ihn lange stehen, bis sie sich schließlich herbeiließen, zwei belanglose Fragen zu stellen. In einem anderen Raum wurden die Personalien festgestellt und Fotos und Fingerabdrücke gemacht. Dann ging es noch ins Regierungsgebäude zum Gesundheitsamt. Zurückgekehrt in die Zelle, war wieder viel Zeit zum Grübeln, wie es weitergehen wird. Der Gedanke an das KZ verursachte ihm immer ein Grauen. Seine Hoffnung klammerte sich an die Worte von Vortanz über eine Gefängnisstrafe. Der Hilfswachtmeister, der am ersten Abend so freundlich zu ihm war, schloß aus dem neuerlichen Verhör freilich, daß der Kaplan nicht in Allenstein bleiben werde, was die Gedanken und Phantasie des Gefangenen zu neuem Kombinieren und Bohren veranlaßte. Der Hilfswachtmeister kam von Zeit zu Zeit in die Zelle und unterhielt sich mit dem Kaplan. Er berichtete auch regelmäßig dem Domherrn Hanowski über das Befinden des Kaplans und nahm gelegentlich auch ein paar Zeilen von ihm mit nach draußen. Aus der Küche des Pfarrers von St. Josefi brachte er dem Gefangenen hin und wieder Butterbrote in die Zelle.

Die Einsamkeit wurde erträglicher, als dem Gefangenen verschiedene Heimarbeiten zugeteilt wurden. So wechselte dann Arbeit mit dem Gebet. In der Freistunde lernte er seinen Zellennachbarn kennen, der als Zivilist bei der Gestapo angestellt war. Sie begannen, sich durch Klopfzeichen miteinander zu verständigen. Doch dann wurde der Zellennachbar überraschend entlassen. Kaplan Dresbach war sich nicht ganz sicher, ob er womöglich nicht ein Spitzel war. Bald bekam der Kaplan einen Arbeitskollegen. Es war ein Pole in den vierziger Jahren namens Kaczmarczik, der zu Hause eine junge Frau und zwei Kinder hatte. Er verstand kein Wort deutsch. So war die Verständigung fast unmöglich. Der Mitgefangene zeigte große Ehrerbietung gegenüber dem Priesterhäftling. Wenn er ihn in den

Pausen beten sah, tat er es ihm nach und betete seinen Rosenkranz. Sehr oft zeigte er sich ganz untröstlich und weinte. Kaplan Dresbach empfand es jetzt als eine Erlösung, wenn er abends in seine Zelle zurückkam und für sich allein sein konnte. Die Verständigung wurde leichter, als schließlich noch ein Dritter dazu kam, ein Pole namens Romanowski, der gut deutsch sprach. Er war der Spionage im Dienst der Russen verdächtigt. An einem Samstagvormittag erschien Romanowski nicht zur Arbeit. Er kam schließlich am Nachmittag und wirkte bleich und verstört. Nach langem Schweigen erzählte er, daß man ihn gezwungen habe, in einem Dorf vor versammelter Bevölkerung samt Kindern an der Dorflinde einen anderen Polen aufzuhängen.

Am 20. Juni konnte Kaplan Dresbach einen ersten Brief an seine Schwester schreiben, die bis dahin nichts von seiner Verhaftung wußte. In der Folgezeit erreichten ihn zwei Briefe von seiner Schwester. Am 03. oder 04. und am 25. Juli bekam er Besuch von Fräulein Preuß, der Haushälterin. Auf ein Gesuch hin gestattete ihm die Gestapo, am Gottesdienst teilzunehmen, der alle 14 Tage für die Katholiken gehalten wurde. Erstmals nahm er teil am 13. Juli. Domherr Hanowski selbst hielt den Gottesdienst. Der Gefangene konnte sich seiner Tränen nicht erwehren. Zum Namenstag erreichten ihn Grüße von Kaplan Preuß und von der Familie der Führerin einer Schönstattgruppe. Erst nach seiner Dachauer Zeit erfuhr Kaplan Dresbach, daß auch Bischof Kaller ihn besuchen wollte, aber von der Gestapo brüsk zurückgewiesen worden war.

Es wurde schon berichtet, daß Heinz Dresbach beim Abschied in Marienwerder ein Andachtsbildchen mit einer Innenaufnahme vom Schönstattkapellchen mitnehmen konnte. Dieses Bildchen wurde ihm zu einer großen Hilfe, vom ersten Tag der Haft an sozusagen einen lebendigen Kontakt zwischen seiner Gefängniszelle und dem Heiligtum der Dreimal Wunderbaren Mutter und Königin von Schönstatt herzustellen. In einem ausführlichen Bericht über den ersten Tag in seiner Zelle 98 schreibt er: *„Schon beim ersten Schritt hinein in meine Zelle weihte ich diesen Raum zur Mta-Kapelle, zum Tabernaculum und Coenaculum. Ich bat die Gottesmutter, mit mir*

hier einzukehren und zu wohnen und ihr Kind nicht alleine zu lassen." Dann fährt er fort: „Die Zelle war so ganz ohne Schmuck. Die kahlen Wände starrten einen immer an, auf denen hier und da Eingravierungen von Vorgängern sichtbar wurden. Meine Versuche, diese Denkmale zu entziffern, habe ich bald aufgegeben, weil ich nicht weit damit kam. Aber ich habe hoch über dem Bett das Christuszeichen und zu beiden Seiten das Mta-Zeichen eingeritzt, nicht tief und aufdringlich, sondern nur einem Eingeweihten und gründlich Suchenden erkennbar. Darunter auf dem Bett selbst stand eine kleine Aufnahme von dem Inneren des Kapellchens in Schönstatt. Das war ein Foto, das ich mir einmal selbst in Schönstatt gekauft hatte, auf dessen Rückseite ein Text für die Schönstattjugend gedruckt war. Dieses Bildchen hatte ich auf das Bett gegen die Wand postiert. Das war der einzige und überaus wertvolle Schmuck meiner Behausung. Was mir dieses Bildchen in den Wochen meiner Haft bedeutet hat, kann man nicht leicht in Worte fassen. Weil das Auge kaum einen Gegenstand hatte, durch den es hierhin und dorthin gelenkt worden wäre, konnte das Kapellchen mehr und mehr eine Anziehungskraft entfalten, die mich oft am Tag und lange Zeiten hindurch die Haft vergessen ließ und mich nach Schönstatt, meiner geistigen Heimat versetzte. Und das so sehr, daß ich in meiner Haftzeit mehr als jemals vorher in meinem Leben im Kapellchen beheimatet wurde und mich dort aufhielt. Ja, es war fast, als hätte ich diese Wochen in Schönstatt selbst verbracht. Ohne zu übertreiben muß ich zu Ehren und aus Dankbarkeit der Dreimal Wunderbaren Mutter von Schönstatt gegenüber bekennen, meine Gefängniszeit war mehr oder weniger ein Wandel im Kapellchen mit der Gottesmutter. Und je größer die äußere Trostlosigkeit und Ungeborgenheit, ja die Auslieferung an die grauenhaften Mächte der Finsternis war, um so mehr zog mich die Mutter in ihre Nähe und senkte die Wurzeln meiner Seele tiefer und tiefer in ihr mütterliches Erdreich hinab, um mich nie mehr loszulassen. Und jedesmal, wenn besonders schwere Stunden kamen, brauchte ich mich nur vor dem Bildchen aufzupflanzen und die Mutter zu bitten. Jedesmal bin ich zur gleichen Stunde erhört worden.

Obwohl es verboten war, ein Bild in der Zelle zu haben, hat mir nie ein Beamter etwas gesagt. Sei es, daß er es absichtlich übersehen oder aber es wirklich gar nicht bemerkt hat. Ich pflegte auch für alle meine Vorgänger und alle meine ‚Nachfahren‘ in dieser Zelle zu beten und bat die Mutter, diesen Raum auch nach meinem Abgang weiter als Heiligtum anzusehen und jeden zu segnen, der hier in Zukunft gefangen liegen werde. Man darf der Überzeugung sein, daß die ‚getreue Jungfrau‘ eine solche Bitte nicht überhört. Und es wird sich einmal in der Ewigkeit zeigen, wie Maria die Zelle, die sich in nichts von den anderen unterscheidet, für viele zu einem Heiligtum gemacht und dort viele und große Gnaden, vielleicht sogar die Gnade der Bekehrung, an manche verschenkt hat.“

Ganz offensichtlich hat die Gottesmutter Heinz Dresbach in seiner Zelle in reichem Maße mit der Gnade der Beheimatung beschenkt, die wir zu den Wallfahrtsgnaden zählen, die wir in ihrem Heiligtum von ihr erwarten. Aber auch mit der Gnade der seelischen Umwandlung und Reifung. Dafür zeugt das Geschehen am 30. und 31. Juli 1941, das als ein Schlüsselerlebnis in der Lebensgeschichte von Heinz Dresbach bezeichnet werden darf. Seinem Bericht darüber soll darum genügend Raum gegeben werden:

"Der Juli sollte nicht zu Ende gehen, ohne für mich eine wichtige Entscheidung gebracht zu haben. Ich entsinne mich noch gut an den Abend des 30. Juli. Als die Arbeit nebenan in der Arbeitszelle beendet, und ich wieder allein auf meinem Bau war, überkam mich auf einmal der Gedanke, ins Konzentrationslager zu kommen, mit einer Wucht wie bis dahin noch nie. Ich wandte mich in der Not an die Gottesmutter und bat sie flehentlich um ihre Hilfe. Der liebe Gott schickte mir unaufhörlich den Gedanken: ‚Was würde ich sagen, wenn ich tatsächlich ins KZ kommen sollte?!‘ — Ich wand mich nach allen Seiten. Ich erklärte mich bereit zu allem, was Gott für mich beschlossen habe, hatte dabei aber immer noch mein großes ‚Aber‘ anzumelden: ‚Aber laß mich nicht ins KZ kommen!‘ Ich spürte, das war ein Generalangriff auf die Burg meiner Seele, und Gott wünschte von mir die letzte und äußerste Bereitschaft. Ich redete mir auch ein, sie zu haben, merkte aber nicht, wie ich gerade im entscheidenden

Punkte auswich und meine Bedingungen stellte, die der liebe Gott eben ausschalten wollte. Aber vielleicht hatte der Vater im Himmel doch erreicht, was er wollte. Vielleicht beabsichtigte er nicht einmal, gleich im ersten Ansturm die Burg zu nehmen. Vielleicht verlangte er heute noch nicht das Letzte von mir. Es war ja schon eine große Gnade, daß man eine solche Bereitschaft haben konnte. Aber ich konnte mir nicht erklären, aus welchem Grunde gerade an diesem Abend dieser Sturm losgebrochen war. Die Antwort auf diese Frage würde jedoch nicht lange auf sich warten lassen. Sie sollte mir schon am nächsten Tage zuteilwerden.

Es war der 31. Juli, das Fest des streitbaren Heiligen Ignatius von Loyola, der wie nur wenige ein Soldat und Offizier seines obersten Kriegsherrn war. Der Orden, den er ins Leben rief, ist am stärksten gerade von jenem Merkmal geprägt, das dem Menschen eine bedingungslose Einsatzbereitschaft für die Sache Christi, eine Totalkapitulation vor dem ewigen Gott, abfordert. Ausgerechnet an diesem Tage ereignete sich Folgendes: - Man kann auch hieraus wieder lernen, wie die Liebe unseres himmlischen Vaters auf so vornehme, zurückhaltende und doch unmißverständliche Weise ihre Wünsche zu offenbaren weiß. Wäre ich hellhörig genug gewesen, müßte ich schon am vorhergehenden Abend herausgespürt haben, was Gott mit mir vorhatte. -

Es mochte am Nachmittag auf 17 Uhr zugehen. Die Tür unserer Arbeitszelle wurde aufgeschlossen und mir wurde bedeutet, daß ich mitzukommen habe. Diesmal wurde in keiner Weise angedeutet, wo ich hin sollte. Ich folgte dem Beamten die Treppe hinunter bis vor eine Tür, durch die er mich eintreten hieß. Ein kahles, sachliches Zimmer nahm mich auf, in dem ein - wie sich später zeigte — Gestapomann auf mich wartete. Ohne mich auch nur eines Wortes zu würdigen, reichte er mir einen roten Zettel, auf dem allerhand zu lesen war. Obenauf das große Wort: Schutzhaftbefehl. Und dann folgte ein Text, durch den erklärt wurde, aus welchem Grunde ich in Schutzhaft genommen werden müsse. Ich las den Zettel flüchtig durch. Ich wußte gar nicht, woran ich damit war und was dieser Wisch bedeuten sollte. Ich hatte aber nicht lange Zeit zum

Nachdenken, denn schon schob mir der Mann einen zweiten Zettel her, auf dem ich zu testieren hatte, daß ich den Schutzhaftbefehl bekommen habe. Das konnte ich ohne Bedenken tun. Darauf wurde mir bedeutet, daß ich wieder gehen könne. Da ich draußen auf dem Gang niemanden fand, der mich zur Zelle gebracht hätte, ging ich allein hinauf und pflanzte mich vor der Tür unserer Arbeitszelle auf. Es dauerte denn auch nicht lange, bis ein gutmütiger älterer Oberwachtmeister, der einen echt preußischen Brotschneuzer sein eigen nennen konnte, zu mir kam, um die Tür zu öffnen. Ich, der ich mir mit keiner Wimper auszudenken vermochte, was der rote Schrieb zu bedeuten habe, reichte ihm den Zettel mit der Frage, was ich denn davon zu halten habe. Er nahm den Zettel so, als habe er viel Zeit, las ihn sich in großer Ruhe des Gemütes durch und gab ihn mir dann zurück, ohne ein Wort dazu zu sagen. Ich wiederholte meine Frage. Nun bequemte er sich, mir mit einem Ton, der das Ganze als kleine Nebensächlichkeit abtun wollte, zu erklären, daß ich wohl in ein KZ komme. Ich wußte nicht, was mich mehr in Erregung versetzte: Der schnodderige Ton des Beamten oder die verblüffende Nachricht. Er schloß auf und ließ mich hinein.

Drinnen schaute mir Kaczmarczik entgegen, voller Erwartung. An meinem Gesicht konnte er wohl merken, daß etwas los sein mußte. Er stellte auch schnell eine diesbezügliche Frage, die ich gut verstand. Meine Antwort war aber eine ausweichende, denn es wäre mir in diesem Augenblick unmöglich gewesen, mehr zu sagen. Es war mir, als sitze mir ein dicker Klumpen in der Kehle, den ich nicht herunterkriegen konnte. Nach wenigen Minuten ging die Arbeitszeit zu Ende, und wir wurden auf unsere Einzelzellen gelassen.

Ich war froh, nun allein zu sein. Essen kam an diesem Abend nicht in Frage. Die neue Gewißheit erschlug mich förmlich. Ich glaubte dem Beamten seine Bemerkung ohne weiteres, denn die konnte er aus Erfahrung geben. Und er machte auch nicht den Eindruck, als wolle er mit mir sein Spiel treiben. Ich war schon von der Richtigkeit seiner Worte überzeugt. Ich bat die Gottesmutter um ihren ganz besonderen Beistand. Sie möge mir am heutigen Abend in außerordentlichem Maße den Heiligen Geist erleben. Und dann wogte und

gärte es eine Zeit lang in meinem Innern hin und her, auf und ab. Aber ich konnte heute dem fordernden Gott nicht mehr entrinnen. Und da ging mir mit einem Male auf, warum der liebe Gott mich gestern Abend schon beim Wickel genommen hatte. Wenn es Ihm gestern auch nicht gelungen war, mich zu einem vollen Ja zu bewegen, so hatte Er dadurch doch mein Inneres stark auf diese Entscheidung aufmerksam gemacht und mir die Richtung Seiner Wünsche kundgetan. Und zu Seiner ewigen Ehre und zum Ruhm Seiner Erbarmung sei es gesagt, daß Er mir an diesem Abend die unfäßliche Gnade schenkte, ein rundes und bis oben angefülltes Ja zu Seinem Plan zu sagen. Ich war mir bewußt, daß ich einer systematisch betriebenen Vernichtung entgegenzugehen hatte, und daß es im Konzentrationslager so schlimm sei, daß ich mich noch manches Mal nach den Tagen des Gefängnisses zurücksehnen würde. Ich mußte mit allem, auch mit dem Tode rechnen. Und nicht nur einfach mit dem Tod, sondern mit einem regelrechten Martyrium. Ein ganzes bedingungsloses Ja zu allem war eine unerhörte Gnade von oben, die ich in erster Linie der Macht und Güte meiner himmlischen Mutter zu verdanken habe und die ich mir mit keinem Verdienst hätte selbst verdienen können.

Seit jenem Abend hat es keinen Augenblick mehr gegeben, in dem ich auch nur für eine ganz kurze Zeit dieses Ja zurückgenommen hätte. Bei allem, was mich später traf, hat mir Gott die Kraft gegeben, immer und ganz zu diesem Ja zu stehen. Wie ernst hatte der liebe Gott doch die Blankovollmacht genommen, und wie bald hatte Er das getan! Jetzt hatte Er meine Unterschrift, und nun konnte Er oben auf den Scheck schreiben, was Ihm beliebte. Jetzt kannst Du Fußball mit mir spielen. Jetzt hieß es Federflöckchen zu sein für den Atem Gottes. Und ich war mir zugleich bewußt, daß ich alles, dem ich entgegenging, auf mich nehmen durfte für die Dreimal Wunderbare Mutter und Königin von Schönstatt und ihr Reich.

Das war also ein Ignatiustag, den ich mein ganzes Leben nicht mehr vergessen werde und darf. Und ich möchte es der ganzen Welt und allen Menschenherzen zurufen und einhämmern: „Die Macht und die Güte Gottes und der Gottesmutter ist unfäßlich tief und groß!“

Und wir sind von ihr ganz getragen. Und wir brauchen uns ihr bloß auszuliefern, bloß abgrundtief zu vertrauen, dann wird uns alles, aber auch gar alles zum Besten und Allerbesten gereichen.' "

Heinz Dresbach hat den Text des Schutzhaftbefehls für alle Fälle sofort auswendig gelernt. Seiner Erinnerung nach hatte der Text folgenden Wortlaut: *"Der N.N. wird in Schutzhaft genommen. Grund: Er gefährdet die Sicherheit von Volk und Staat, indem er dadurch, daß er als Jugendseelsorger in der Bibelstunde staatsfeindliche und aufreizende Reden führt, sowie amtlichen deutschen Stellen den Vorwurf macht, eine sittliche Entartung des Volkes zu fördern, Unruhe in weite Kreise der Bevölkerung trägt und die innere Front in Kriegszeiten untergräbt.*

Unterschrift: Heydrich"

Erst nach dem Krieg erfuhr Heinz Dresbach, daß die Gestapo seine Akten an die Staatsanwaltschaft in Allenstein eingereicht hatte mit dem Ersuchen, ihm einen Prozeß zu machen. Der Staatsanwalt habe nach kurzer Zeit die Akten zurückgegeben mit der zynischen Bemerkung: Der Paragraph des Strafgesetzbuches, gegen den sich der Kaplan vergangen hat, müsse erst noch formuliert werden!

In den darauffolgenden Tagen mußte Kaplan Dresbach noch eine bittere Kontrasterfahrung zu seinem Erlebnis vom 31.07. machen. Romanowski hatte ein Gesuch an die Gestapo gerichtet und erreichte damit seine Freilassung. Das regte auch Kaczmarczik an, ein Gesuch um seine Entlassung zu schreiben. Er sprach an mehreren Tagen davon und weinte mehr als sonst. Seine Sehnsucht nach Frau und Kindern schien ihn förmlich zu verzehren. Immer wieder kam er mit Fragen zu Kaplan Dresbach. Dieser konnte ihn jedoch nicht verstehen. Sein Verhalten wurde Kaplan Dresbach immer unverständlicher. Der Kaplan machte den Hilfswachtmeister aufmerksam, und dieser sprach Kaczmarczik zu, ohne Erfolg. Am 08.08. erschien Kaczmarczik nicht zur Arbeit. Kaplan Dresbach erfuhr, daß er tobsüchtig geworden sei und nun in der Tobzelle hause. Kaplan Dresbach berichtet:

„Ab und zu hörte man Lärm unten aus der Richtung der Tobzelle und es kam sogar vor, daß man den Gummiknüppel niedersausen hörte auf das arme Opfer. Aber wie ich erfuhr, war es wirklich so, daß sich die Beamten seiner nicht mehr auf eine andere Weise erwehren konnten.

Mit dem Morgen des 9. August, eines Samstags, brachen Tage an, die ich nicht vergessen kann. Als wir in der Frühe zur Freistunde hinuntergeführt wurden, hörte man Kaczmarczik in seiner Zelle wie ein angeschossenes Tier schreien und toben. Der Weg nach draußen führte dort vorbei. Das Schreien drang einem in Mark und Bein. Es hörte sich fast nicht mehr wie ein menschliches Schreien an. Als wir draußen unsere Runden gingen, immer wieder umflattert von dem unheimlichen Gebrüll, hören wir, wie wieder und wieder der Gummiknüppel auf ihn niederklatscht. Es ist fast nicht mehr zum Anhören. In diese Situation hinein schleicht sich der Hilfspolizist in den Hof zu mir her und raunt mir ins Ohr, daß es nun gewiß sei, daß ich in den nächsten Tagen nach Dachau komme. Ich hatte ihn nämlich eine zeitlang vorher gebeten, mir zu sagen, wenn er etwas über meine Zukunft in Erfahrung bringen könne. Das nun paßte ja ‚gut‘ in diese Situation. Die Freistunde geht zu Ende, und beim Hinaufsteigen zum ersten Stock versucht der Gefangene, der vor mir geht, etwas zu mir zu sagen. Noch ehe ich Gelegenheit habe, ihm zu antworten, steht ein Wachtmeister, der einen kleinen Ziegenbart hat, neben mir, schreit mich an und wirft mir vor, ich hätte mit dem Gefangenen gesprochen. Ich erklärte ruhig, daß ich kein Wort gesagt habe. Da packte er mich vorne am Anzug und rüttelte mich, wobei er mir schreiend die Eröffnung machte, ich allein sei schuld daran, daß Kaczmarczik übergeschnappt sei! Über eine solche unerwartete Zumutung bin ich sprachlos und bringe kein Wort hervor. Er machte Anstalten, als wolle er mich schlagen, was er aber dann doch nicht tat, so, als scheue er sich denn davor.“